Mennonitiſche Blätter

Unter Mitwirkung von D. theol. Chr. Neff-Weierhof, Paſtor Erich Goettner-Danzig u. a.
herausgegeben von
Paſtor Lic. theol. E. Händiges, Aelteſter der Mennonitengemeinde Elbing-Ellerwald, in Elbing Oſtpr.
Damaſchkeſtraße 4, Fernruf 2155

Die „Mennonitiſche Blätter“ erſcheinen jeden zweiten Monat. Bezugspreis jährlich 2,— Reichsmark. Beiträge, Zuſendungen und Nachrichten ſind ſpäteſtens bis zum 15. jeden zweiten Monats an den Herausgeber erbeten. Geldzahlungen erfolgen am einfachſten durch deſſen Poſtſcheckkonto Königsberg (Pr) Nr. 135 10 oder deſſen Bankkonto Nr. 1119 bei der Kreisſparkaſſe Elbing.

87. Jahrgang | November 1940 | Nummer 6

Inhalt: Vom Lebenswert, der bleibt. (Matth. 13, 45—46). Lic. E. Händiges: Die Lehre der Mennoniten in Geſchichte und Gegenwart (1. Fortſetzung). Mißbrauchte Bibel. Weihnachten im deutſchen Lied. Bericht eines nach Warſchau Verſchleppten. Miſſionsfeſt in Monsheim. Nachrichten aus den Gemeinden. Anzeigen.

Vom Lebenswert, der bleibt.

Aus einer Predigt von Paſtor Dr. Cattepoel in Krefeld.

> Das Reich Gottes gleicht einem Kaufmann, der gute Perlen ſuchte. Und da er eine köſtliche Perle fand, ging er hin und verkaufte alles, was er hatte, und kaufte ſie.
> Matth. 13, 45—46.

Gute Perlen ſuchen! Ohne Bild geſprochen: Lebenswerte ſuchen! und Gottes Reich die Perle aller Perlen! Ohne Bild: Gottes Wirklichkeit der höchſte aller Lebenswerte!

Was ſind Lebenswerte? Tätigkeiten, Beſchäftigungen, Ziele, die unſer Leben ſchöner, ſinnvoller, heiliger machen, die uns über den grauen Alltag hinausheben und uns die Freude ſchenken, Menſch zu ſein. Ein Aufenthalt in der Natur, einige erholende Stunden im Kreiſe der Familie, der Anblick eines edlen Kunſtwerkes, der Genuß eines Konzertes, die Lektüre eines bedeutenden Buches, heilige Gottgedanken, ſie alle ſind ſolche Lebenswerte

Es gibt ein Buch eines bekannten Schrifttumskundigen mit dem Titel: „Was bleibt?“. In ihm wird unterſucht, was in der Fülle des dichteriſchen Schaffens untergegangen iſt und was dauernden Wert beanſpruchen kann. Da zeigt ſich, wie vieles, das einſt hoch geprieſen wurde, alsbald vergeſſen worden iſt und anderes, was einſt abgelehnt wurde, immer mehr im Werte ſtieg.

Auch wir ſollten uns einmal fragen, welche Werte uns in aller Fülle der Werte ſo hoch ſtehen, daß wir ſie nie vermiſſen möchten. Wer hier Nachſchau hält, wird folgendes beobachten: Wenn es uns gut geht, können wir uns die Fülle der Werte ruhig erlauben. Wir können dieſes Buch leſen oder jenes, wir können uns mit dieſer Frage oder jenem Problem beſchäftigen. Auch jener Kaufmann im Gleichnis hat gute Perlen geſucht, wo er ſie fand. Aber er hatte ſich — und das war das Entſcheidende! — bei aller Fülle der Gaben immer einen Sinn für die höchſte Gabe bewahrt, und ſo konnte er, als er die ſchönſte aller Perlen fand, alles andre weggeben, um dieſen hohen, erhabenen Wert zu erſtehen.

Aber nicht immer geht es uns gut, und das iſt dann die große Wandlung. Da werden wir wählen müſſen unter den Werten, die wir mitnehmen auf unſere Wanderung durch's dunkelſte Tal.

Wir werden es alle als ſelbſtverſtändlich anſehen, daß man an einem ſchweren und ſchlimmen Krankenbett oder bei einem Sterbenden nicht große Geſpräche über Kunſt und Natur und Wiſſenſchaft führen kann. Man zitiert auch keine Goetheworte oder Verſe Rilkes. Ja, ſchließlich verzichtet man auch auf alle eigenen Worte. Ich habe es als eigenſte Erfahrung, daß in ſolchen ernſten Stunden nur einige Bibelſprüche und Geſangbuchverſe als ſinnentſprechend und ſinnerfüllend übrigbleiben. Je entſcheidender das Lebensſchickſal, deſto größer der Anſpruch an den inneren Wert. Am Ende bleiben dann nur noch ſolche Werte, die der ſchwerſten Entſcheidung gewachſen ſind:

„Kommet her zu mir alle, die ihr mühſelig und beladen ſeid, ich will euch erquicken. Nehmet auf euch mein Joch und lernet von mir; denn ich bin ſanftmütig und von Herzen demütig, ſo werdet ihr Ruhe finden für euere Seelen; denn mein Joch iſt ſanft und meine Laſt iſt leicht!“

Oder: „Befiehl dem Herrn deinen Weg und hoffe auf ihn, er wird's wohl machen!“

Oder: „Gott iſt die Liebe, und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm!“

Oder die Lieder: „Befiehl du deine Wege . . .“, „Was Gott tut, das iſt wohlgetan . . .“, „Harre meine Seele, harre des Herrn! . .“, „Wenn ich einmal ſoll ſcheiden, ſo ſcheide nicht von mir . . .“

Oder das Vaterunſer: „ . . . Dein Wille geſchehe! . . . Denn dein iſt das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit“

Oder Jeſu Bitte am Kreuz: „Vater, ich befehle meinen Geiſt in deine Hände!“

Was bleibt? Welche Werte werden die Zeiten überdauern? Das können wir nicht immer klar entſcheiden. Eins aber können wir entſcheiden: Solche Werte, wie dieſe hohen Worte der Bibel und begnadeter Männer müſſen bleiben. Sie müſſen bleiben; denn wenn ſie wertlos werden ſollten, iſt es Zeichen, daß wir ſelbſt wertlos geworden ſind.

Perlen ſuchen! Ja, auch wir ſollen Perlen ſuchen wie jener Kaufmann des Gleichniſſes. Wo uns die Welt Hohes und Schönes und Edles bietet, werden wir mit offenen Augen ſchauen und mit dankbaren Händen ergreifen. Wir werden dabei aber immer dem Kaufmann des Gleichniſſes auch darin gleichen müſſen, daß wir auf alle Perlen gerne verzichten, wenn uns die ſchönſte, heiligſte, göttlichſte Perle angeboten wird. Amen.

Die Lehre der Mennoniten in Geſchichte und Gegenwart

nach den Quellen dargeſtellt von Paſtor Lic. theol. Emil Händiges.

(1. Fortſetzung).

1610 entſtand das ſog. „Frieſiſch-waterländiſche Bekenntnis“: „Korte Belydenis des Geloofs der vornaamste Stucken der christelyken leere oppgesteld door Hans de Rys en Lubbert Gerrits, beiden bedienaars des Goddelyken woords onder die Protestanten, die en de vereenigde Nederlanden Mennoniten genaamd worden“ Nach Cramer [17]) iſt es 1615 verfaßt, doch dürfte W. Mannhardts Datierung auf 1610 die richtige ſein, denn nach J. ten Doornkaat Koolman [18]) wurde das Bekenntnis 1610 verfaßt, um einer zur Amſterdamer Gemeinde übertretenden engliſchen Gemeinde zur leichteren Verſtändigung zu verhelfen. Auch Plitt-Schulze ſetzt in der fünften Auflage ſeiner Symbolik [19]) das Bekenntnis auf das Jahr 1610 und ſpricht ihm eine hervorragende Bedeutung zu. Mit ihm zitiere ich es nach der lateiniſchen Ausgabe: „Brevis confessio etc“, die ſich bei Hermann Schyn findet. [20])

Ebenfalls in lateiniſcher Sprache bei Schyn wiedergegeben findet ſich das: „Bekenntnis von dem einigen Gott Vater, Sohn und hl. Geiſt und von der Menſchwerdung des Sohnes Gottes“, das die Mennoniten in Holland den Deputierten des Hofs von Holland am 8. Oktober 1626 überreichten, worauf ihnen die Freiheit zur Abhaltung ihrer Gottesdienſte gewährt wurde. Nach K. Vos iſt es von Hans de Rys verfaßt worden.

---

[17]) S. Cramer „Die Mennoniten“ in Herzogs Real Enzyklopädie. III. Auflage, Bd. XII., S. 609.

[18]) J. ten Doornkaat Koolman: „Amſterdamer Taufgeſinnten-Gemeinde“ im Mennonitiſchen Lexikon“, S. 60.

[19]) Plitt-Schulze „Grundriß der Symbolik“, V. Auflage, Leipzig 1911. S. 138.

[20]) Hermann Schyn „Historia christianorum, qui in Belgio foederato inter Protestantes Mennonitae appellantur“, Amſterdam 1723; und „Historiae Mennonitarum plenior deductio“ Amſterdam 1729.

Eine hervorragende Bedeutung gewannen drei Bekenntniſſe, die in den Jahren 1627—1632 aus Einigungsbeſtrebungen zwiſchen den hauptſächlich infolge der Handhabung des Bannes getrennten Parteien hervorgingen.[21] Nachdem ſchon 1603 eine Verſtändigung geſcheitert war, wandten ſich 1627 die Amſterdamer Flaminger an viele Gemeinden der Frieſen und Oberdeutſchen und boten ihnen auf Grund eines Glaubensbekenntniſſes die Gemeinſchaft an. Es war dies das Bekenntnis vom „Oelzweig“ (Olyftaczken), das am 27. September 1627 in Amſterdam verfaßt wurde und deſſen vollſtändiger Titel lautet: „Schriftliche Anweiſung, über welchen Leuten der Friede Gottes ſteht, auch wie dieſelben zum Frieden und zur Einigkeit verpflichtet und verbunden ſind, gegeben als eine Antwort auf verſchiedene nachfolgende Fragen.“ Ein deutſcher Abdruck findet ſich im „Märtyrerſpiegel“ von T. J. van Braght.[22]

Die Gegenpartei, auf die das Bekenntnis vom „Oelzweig“ einen guten Eindruck gemacht hatte, antwortete mit der am 7. Oktober 1630 ebenfalls zu Amſterdam erſchienenen „Hoogduitschen Confessie“ des Jan Cent: „Kurzes Bekenntnis des Glaubens und der vornehmſten Stücke der chriſtlichen Lehre, wie dieſelbe nach der Schrift bei denen, die man die vereinigten Frieſen und Hochdeutſche nennt, gelehrt wird“.[23]

Schon waren die Parteien ſich näher gekommen, da erſchien ein letztes Einigungsbekenntnis, das alle bisher erſchienenen an Bedeutung, Anerkennung und Verbreitung übertreffen ſollte, das ſogenannte „Dortrechter“ oder „flämiſche Glaubensbekenntnis“ von Adrian Cornelis, das am 21. April 1632 von etwa 50 Abgeordneten von 17 Gemeinden unterzeichnet wurde. Sein Titel lautet: „Vorstelling van de principale Artykelen onses algemeynen christelyken Geloofs, gelyk deselve in onse Gemeynte doorgaens geleert en beleeft worden“. Dieſes Bekenntnis erſchien erſtmalig 1658 zu Rotterdam bei Franciscus von Hochſtraten im Druck. Eine deutſche Ueberſetzung iſt im „Märtyrerſpiegel“ (Ausgabe Elkhart 1870)[24], ſowie im Anhang des Zweibrücker Katechismus (1880) zu finden. Obwohl alle drei Bekenntniſſe im Jahre 1649 zu Haarlem, von ſehr vielen Lehrern, die aus verſchiedenen Landſchaften daſelbſt ſich verſammelt hatten, ohne Widerſpruch erkannt und angenommen worden ſind, und z. B. der „Oelzweig“ noch im 18. Jahrhundert in der Gemeinde Hamburg-Altona in kirchlichem Gebrauch ſtand, behielt doch das Dortrechter Bekenntnis die führende Bedeutung. Am 4. Februar 1660 wurde es auch von den zu Ohnenheim, Rappoltſteinſcher Herrſchaft, verſammelten Dienern am Wort und Aelteſten der Gemeinde im Elſaß einſtimmig angenommen.[25] Noch heute wird es in den amiſchen Gemeinden der Pfalz, in Elſaß und Lothringen, Kanada und Pennſylvanien neben den neueren Katechismen benutzt.

Die in den nächſten Jahrzehnten herausgegebenen Bekenntniſſe verdanken ihre Entſtehung mehr lokalen Bedürfniſſen. Von ihnen ſeien genannt die Bekenntniſſe von Georg Hanſen-Danzig 1678, Engel Arentſon van Dooregeeſt zu Ryp 1693, Galenus Abrahamsz-Amſterdam 1699, Gerhard Rooſen-Altona 1702, Kornelius van Huyſen-Emden 1713, das der Altflämiſchen in Preußen von 1730, ſowie das Groninger von 1755[26], die für meine Arbeit nur zum Teil gelegentlich in Betracht kommen.

So war eine Fülle mennonitiſcher Bekenntniſſe erſchienen, keines aber reichte an Bedeutung und Einfluß an das „Dortrechter“ vom Jahre 1632 heran. Da erſchien 1766 nach jahrelanger ſorgfältiger Vorbereitung und Vorberatung das Bekenntnis von Cornelis Ris: „Die Glaubenslehre der wahren Mennoniten oder Taufgeſinnten aus deren öffentlichen Glaubensbekenntniſſen zuſammengezogen durch Cornelis Ris, Lehrer der Mennoniten in Hoorn, nebſt einem erläuternden Vorbericht u. Anhang“[27] Dies Bekenntnis ſtellte nicht nur die meiſten ſeiner Vorläufer in den Schatten, ſondern trat ebenbürtig ſelbſt neben die Dortrechter Confeſſion. — Die nächſte Veranlaſſung zur Abfaſſung des Werkes war die folgende: In Hoorn beſtanden zwei Mennonitengemeinden, eine waterländiſche mit dem Hans de Ris’ſchen und eine frieſiſche mit dem Dortrechter Bekenntnis. Beide vereinigten ſich 1747 zu einer Gemeinde und es wurde beſchloſſen, beide Bekenntniſſe miteinander in Einklang zu bringen. 1748 wurde Cornelis Ris mit dieſer Aufgabe betraut. 1765 überreichte Ris ſeinen erſten Entwurf dem Kirchenrat zur Unterſuchung und Prüfung; wenige Wochen ſpäter wurde er von der Geſamtgemeinde akzeptiert. Zugleich ſprach zum wiederholten Mal der Kirchenrat den Wunſch aus, daß dieſes Bekenntnis auch von den übrigen Gemeinden als Lehrbuch angenommen werden möchte. „Es iſt wahr“, ſagt Ris in ſeinem Vorbericht, „ſie verkannten den Wert der alten Glaubensbekenntniſſe ihrer Väter nicht, allein ſie urteilten, daß ſie nicht ſowohl ein jedes für ſich, ſondern alle, wenn ſie mit einem reifen Urteil verglichen würden und der Kern extrahieret, ein vollkommenes Ganze ausmachten“. Bereits 1763 hatte die Societät der Mennoniten, die jährlich in der Kirche „zur Sonne“ in Amſterdam ihre Verſammlungen abhielt, den Entwurf von Ris ſich ausgebeten. In deren Auftrag erſchien das Bekenntnis zum erſten Mal 1766 im Druck und wurde durch eine „Aprobations-Akte“ 1773 von der Societät den ihr zugehörenden Gemeinden empfohlen.[28] Gemäß ſeinem Grundſatz, „jederzeit innerhalb der herausgegebenen Glaubensbekenntniſſe zu bleiben“, hat Ris alle wichtigen — im Vorwort pag. IX angeführten — Bekenntniſſe in ſeiner Arbeit berückſichtigt und unter anderem auch *mit Menno Simons Schriften ſorgfältig verglichen* und ſo tatſächlich ein Bekenntnis geſchaffen, das vielleicht unter allen früheren und ſpäteren am trefflichſten das allen Mennoniten Gemeinſame zur Darſtellung bringt.

Welche Bedeutung das Cornelis Ris’ſche Bekenntnis für die *deutſchen* Mennoniten gewann, geht daraus hervor, daß dasſelbe, wie Dr. W. Mannhardt ſagt, von dieſen mehrfach als ein „ſymboliſches Buch ihrer Kirche, d. h. als übereinſtimmend mit dem religiöſen Bewußtſein ihrer Gemeinden“ erklärt wurde. In dieſer Eigenſchaft findet es ſich u. a. in der Vorrede zu dem „Glaubensbekenntnis der Mennoniten in Preußen, Elbing 1837“ pag. IV aufgeführt. Im Jahre 1817 reichten die Aelteſten der weſtpreußiſchen Gemeinden dem Gericht *dieſes* Bekenntnis als Ausdruck ihres gemeinſamen Bewußtſeins ein und in der von ſämtlichen ſtimmfähigen Gemeindegliedern unterzeichneten Gemeindeordnung der Mennonitengemeinde zu Danzig vom 22. November 1841 iſt (Einleitung § 6) der „Lehrbegriff des Menno Simons, wie er in dem Glaubensbekenntnis des Cornelis Ris dargeſtellt iſt“, für die „innere Ueberzeugung der Gemeinde erklärt worden.[29] Eine große Verbreitung fand es beſonders in ſeiner 1850 von C. J. van der Smiſſen in Friedrichſtadt beſorgten neuen deutſchen Ueberſetzung ſowohl in Deutſchland und Rußland, als auch in Nordamerika, wo C. H. A. van der Smiſſen von Summerfield 1895 eine neue Auflage im Druck erſcheinen ließ.

---

[21] cf. J. ten Doornkaat Koolman a. a. O. „Mennonitiſches Lexikon“, Seite 61.

[22] T. J. van Braght a. a. O., Dtſch. Ausgabe Elkhart, 1870, S. 25 ff.

[23] T. J. van Braght a. a. O., Dtſch. Ausgabe Elkhart, 1870, S. 31 ff.

[24] T. J. van Braght, Elkhart 1870, S. 36 ff.

[25] cf. Katechismus (amiſcher) Zweibrücken 1880, II. Teil, S. 36 f.

[26] Genaue Titelangaben ſiehe „Mennonitiſches Lexikon“, S. 160 und Dr. W. Mannhardt a. a. O., Beilagen XXVI—LI.

[27] Cornelis Ris: „Die Glaubenslehre . . . .“, Deutſche Originalausgabe, Hamburg 1776.

[28] Cornelis Ris: „Glaubenslehre . . . .“, Hamburg 1776, S. 183 f.

Mit dem Cornelis Ris'ſchen Bekenntnis hat tatſächlich die Lehrentwicklung der Mennoniten, wenn von einer ſolchen überhaupt geſprochen werden kann, ihren Abſchluß gefunden. Alle ſpäteren Konfeſſionen dienen hauptſächlich lokalen Bedürfniſſen, z. B. als Hilfsbücher für den Taufunterricht und Agenden für die Prediger. Sie halten theoretiſch meiſtens noch das volle Glaubensgut der Väter feſt, obgleich praktiſch die ſtrengen Grundſätze derſelben, wenn auch nicht überall ſo doch vielerorts gelockert wurden. Ich nenne das „Glaubensbekenntnis der Mennoniten in Preußen“, ausgearbeitet von dem Aelteſten G. Wiebe in Ellerwald 1792, Wiederabdruck Elbing 1837; die „Konfeſſion oder kurzes und einfältiges Glaubensbekenntnis derer, ſo man nennt die vereinigten Flämiſchen, Frieſiſchen und Hochdeutſchen Taufgeſinnten oder Mennoniſten.“ Ausgegeben durch die Gemeinen in Preußen, Graudenz 1854.

Gegenwärtig in Gebrauch ſind in der Hauptſache folgende Bekenntniſſe und Katechismen: In Weſtpreußen das „Glaubensbekenntnis der Mennoniten in Preußen. Zuſammengeſtellt auf Grund der heiligen Schrift, als der einzigen untrüglichen Quelle göttlicher Offenbarung“, das am 6. Juni 1895 in Marienau bei Tiegenhof durch Beſchluß der dort tagenden Vorſtände aller weſtpreußiſchen Gemeinden zur Annahme gelangte. (2. Aufl. 1903).

In den amiſchen Mennonitengemeinden der Pfalz, in Elſaß, Lothringen und in Frankreich wird benutzt der „Katechismus oder kurze Unterweiſung aus der heiligen Schrift in Fragen und Antworten für Kinder zum Gebrauch in den Schulen.“ Alte Ausgabe Mümpelgard 1860, ſpätere Ausgabe Zweibrücken 1880. Er ſchließt mit dem apoſtoliſchen Glaubensbekenntnis und etlichen Gebeten und enthält als Anhang das Dortrechter Bekenntnis von 1632 nebſt deſſen Anerkennungsurkunde der Ohnenheimer Dienerverſammlung vom 4. Februar 1660.

Im „badiſch-württembergiſch-bayeriſchen Gemeindeverband“ iſt das vom Aelteſtenrat zu Helmſtadt den 15. September 1892 angenommene „Chriſtliche Lehrbüchlein oder kurze Unterweiſung zur Seligkeit aus Gottes Wort in Fragen und Antworten, zum Gebrauch in Mennoniten-Gemeinden“, Sinsheim 1893, eingeführt. Es fand, wie auch der badiſche „Leitfaden zum Gebrauch bei gottesdienſtlichen Handlungen“, Sinsheim 1876, ebenfalls in den Mennonitengemeinden der Schweiz Eingang.

Im „pfälziſch-heſſiſchen Gemeindeverband“ dient als Lehrbuch beim Taufunterricht der von der Predigerkonferenz am 21. Mai 1861 zu Altleiningen angenommene „Katechismus der chriſtlichen Lehre zum Gebrauch in Evangeliſchen Mennoniten-Gemeinen.“ Worms 1861. (Zweite Auflage bei Heinrich Schneider, Karlsruhe um 1917 erſchienen). Daneben gibt das „Allgemeine Formularbuch zum Gebrauch bei den öffentlichen Gottesdienſten etc.“, Worms 1852, Einblick in die Lehrauffaſſung der pfälziſch-heſſiſchen Mennoniten.

Die norddeutſchen Stadtgemeinden haben gegenwärtig keine beſonderen Katechismen. Die C. Harder'ſchen Schriften haben ſich nicht dauernd eingebürgert und der C. Weydmann'ſche „Katechismus zum Gebrauch der Taufgeſinnten“, Crefeld 1888, iſt ſeit dem Tode des Verfaſſers († 1903) auch in Crefeld nicht mehr in Gebrauch. Der Unterricht erfolgt in individuell freier Form; mitunter gibt wohl auch der Prediger den Täuflingen ein Diktat.

In Rußland wurde 1896 von den ſogenannten „kirchlichen Mennoniten“ ein neuformuliertes Bekenntnis angenommen, das 1898 unter dem Titel „Glaubensbekenntnis der Mennoniten“ in Halbſtadt, Gouv. Taurien, herauskam. Ebenfalls in Halbſtadt erſchien 1902 die Neuauflage von dem 1874 erſtmalig in Baſel gedruckten und 1900 neuredigierten „Glaubensbekenntnis der Vereinigten Chriſtlichen Taufgeſinnten Mennoniten-Brüder-Gemeinde in Rußland.“ Letztere Gemeinſchaft hat ſich ſeit 1862 von den altkirchlichen Mennoniten abgezweigt und ſteht durch die ſtrenge Forderung der Bekehrung vor der Taufe und die Ausübung der Taufe durch Untertauchung den heutigen Baptiſten ſehr nahe.

4. Das Gemeindeprinzip der Mennoniten und ſein Verhältnis zum kirchlichen Proteſtantismus.

Das Prinzip, von dem aus ſich die ganze Eigenart der Mennoniten in Lehre und Verfaſſung am beſten erklärt, iſt das Gemeindeprinzip, das H. G. Mannhardt in ſeinem Jahrbuch von 1888 treffend umſchreibt: „Zu den Grundzügen im Weſen der Gemeinden gehört vor allem die überlieferte Gemeindeverfaſſung, welche im Anſchluß an die apoſtoliſche Gemeinde-Ordnung die Unabhängigkeit und Selbſtändigkeit der Einzelgemeinde unbedingt fordert. Die Gemeinde als ſolche iſt die Verwalterin ihrer kirchlichen Angelegenheiten: ſie ſetzt die Normen feſt, welche hierbei zur Geltung kommen; ſie wählt die Perſonen, welche dazu nötig ſind und überträgt ihnen voll Vertrauen die Vollmachten, welche mit ihrem Amt verbunden ſein müſſen.“ „Es kann“ — ſagt Mannhardt weiter — „den Anſchein haben, als würde hierbei der Willkür freieſter Spielraum gegeben, aber die Ueberlieferung und das Vorbild der apoſtoliſchen Gemeinde-Ordnung ſind überall der Maßſtab, von welchem wohl niemals ohne Not abgewichen werden dürfte. Wie mancherlei Verſchiedenheiten daher auch die Gemeinde-Ordnungen in den zerſtreuten Gemeinden im Einzelnen zeigen mögen, der Grundzug iſt und bleibt auch hier überall der gleiche.“[30]

Dieſe Unabhängigkeit und Selbſtändigkeit der Einzelgemeinde verlangte von Anfang an eine ſcharfe Trennung von Kirche und Staat, Gemeindeleitung und weltlichem Regiment. Hier liegt die Wurzel der Entzweiung der alten Täufer mit Zwingli, der dem Rat zu Zürich die Zügel der Gemeindeleitung in die Hand legte; mit Luther, der — ſo nahe er anfangs in ſeinem Kirchenbegriff den Täufern ſtehen mochte — nur durch eine enge Verbindung mit dem Staat, nur in der Begründung von Landeskirchen die Reformationsgüter geſichert glaubte; und mit Calvin, der in Genf ein Kirchenregiment durchzuſetzen ſuchte, das an der altteſtamentlichen Theokratie orientiert war und gleichſam den Staat ſowie das bürgerliche Leben der ſtrengen Polizeiaufſicht der Kirche unterwarf.

In erſter Linie war es das Vorbild der apoſtoliſchen Gemeinde, was die Täufer zur Ablehnung der Kindertaufe führte. Die Glaubenstaufe ſollte die Pforte zur Gemeinde werden, in der ſich nur wahrhaft Gläubige freiwillig durch ihr Bekenntnis zuſammenſchlöſſen, um unter ſich Gottes Wort zu betrachten, das Abendmahl ſchriftgemäß zu feiern und wo nötig auch den Bann nach Matth. 18, 15-18 zu gebrauchen. Damit ſuchten ſie ein Gemeindeideal zu verwirklichen, wie es ähnlich auch Luther vorſchwebte, als er 1526 in der Vorrede zu ſeiner Schrift „Teutſche Meſſe und Ordnung des Gottesdienſtes“ drei Arten des Gottesdienſtes unterſchied und über die dritte ſchrieb: „Aber die dritte Weiſe, die die rechte Art der evangeliſchen Ordnung haben ſollte, müßte nicht öffentlich auf dem Platz geſchehen unter allerlei Volk, ſondern diejenigen, ſo mit Ernſt Chriſten wollen ſein und das Evangelium mit Hand und Mund bekennen, müßten mit Namen ſich einzeichnen und etwa in einem Hauſe allein ſich verſammeln zum Gebet, zu leſen, zu taufen, das Sakrament zu empfangen und andere chriſtliche Werke zu üben. In dieſer Ordnung könnte man die, ſo ſich nicht chriſtlich hielten, kennen, ſtrafen, beſſern, ausſtoßen oder in den Bann tun nach der Regel Chriſti (Matth. 18). Hie könnte man auch eine gemeine Almoſen den Chriſten auflegen, die man williglich gebe und austeilet unter die Armen nach dem Evangelio Pauli (2. Kor. 9). Hier dürft's nicht viel und groß Geſänges. Hie könnte man auch eine kurze feine Weiſe mit der Taufe und Sakrament halten und alles auf's Wort und Gebet und die Liebe richten.“

---

[29] cf. Dr. W. Mannhardt, a. a. O., S. 44.

[30] H. G. Mannhardt: „Jahrbuch etc.“, 1888, S. 4—5.

Die Grundlinien, die Luther damit zog, könnten ohne jede Einſchränkung von jedem echten Mennoniten unterſchrieben werden. Nichts mehr und nichts weniger war es, was die alten Täufer wollten, und der Grund, weshalb man ſie verfolgte, war der, daß ſie mit dieſem Gemeindeprinzip Ernſt machten. Warum Luther dieſe „dritte Weiſe, die die rechte Art der evangeliſchen Ordnung haben ſollte“, nicht einführte, ſagt er an gleicher Stelle: „Aber ich kann und mag noch nicht eine ſolche Gemeinde oder Verſammlung ordnen oder anrichten, denn ich habe noch nicht Leute oder Perſonen dazu, ſo ſehe ich auch nicht viel, die dazu taugten. Kommt's aber, daß ich's aus gutem Gewiſſen nicht laſſen kann, ſo will ich das Meine gern dazu tun und das Beſte, ſo ich vermag, helfen.“ Es iſt für Luther nie dazu gekommen. Als der von Philipp von Heſſen berufene Franz Lambert auf einer Synode zu Homberg in Heſſen im Oktober 1526 einen Verfaſſungsentwurf einbrachte, in dem die klare Scheidung zwiſchen der congregatio fidelium (Verſammlung der Gläubigen) und dem Haufen der Parochianen (Eingepfarrten) verlangt wurde, und der Landgraf dieſen Entwurf Luther vorlegte, warnte dieſer vor der Einführung; es ſei zuviel des Neuen auf einmal, dieſe Ordnung ſei verfrüht. Vor allem fehlten noch die Geiſtlichen, um ſie zu handhaben. Die Praxis werde zeigen, daß vieles geändert werden, manches ganz der Obrigkeit vorbehalten werden müſſe (de Wette, Luthers Briefe 6, 80 f.). Die Praxis drängte Luther aber auf der bereits betretenen Bahn weiter, die Reformationskirchen dem Schutz der weltlichen Obrigkeit zu unterſtellen. Ausſchlaggebend für ihn war dabei, daß er nicht auf die Maſſe des Volkes und deſſen religiöſe Beeinfluſſung verzichten wollte. Auch ſchien ihm eine kleine, ohne obrigkeitliche Schirmherrſchaft daſtehende Gemeindekirche zu ſchwach, um ſich gegenüber der mächtigen Papſtkirche zu behaupten. So bildeten ſich denn Landeskirchen heraus, die lutheriſcherſeits mehr „Schulen der reinen Lehre und Erziehungsanſtalten eines unmündigen Volkes als prieſterliche Gemeinden der Gläubigen“ ſind.[31] Die Selbſtändigkeit der Gemeinde iſt preisgegeben; die Kirchenzucht geht vielfach in Kirchenpolizei über und die weltliche Gewalt und ihre politiſchen Intereſſen durchdringen und zerſetzen das innere Gebiet der Kirche. Die Gefahr, die in der von der Obrigkeit übernommenen Rolle für die Kirche heraufzog, trat bald offen zutage: Die Kirche ſchützte ihr Recht mit dem Schwert und trieb eine Propaganda der Gewalt nach dem Grundſatz: cujus regio, ejus religio! Luther ſelbſt hat dieſe Entwicklung tief bedauert; ſchon bald mußte er ausrufen: „Satan pergit esse Satan: sub Papa miscuit Ecclesiam politiae, sub nostro tempore vult miscere politiam Ecclesiae“ — „Der Satan fährt fort Satan zu ſein: Unter dem Papſt hat er die Kirche mit dem Staat vermiſcht; unter unſeren Zeitverhältniſſen will er den Staat mit der Kirche vermengen!“ (de Wette, Luthers Briefe 5, 596). Doch ein Zurück von der landesherrlichen Verfaſſung gab es nun nicht mehr. Melanchthon gab ihr die theoretiſche Begründung.[32]

Klar hebt ſich demgegenüber das mennonitiſche Gemeindeprinzip ab mit ſeiner grundſätzlichen Forderung der Trennung von Kirche und Staat. Bezeichnend hierfür iſt der Widerſpruch, den die Taufgeſinnten von Anfang an gegen jede Vermengung kirchlicher Belange mit weltlicher Gewalt erhoben: Als Zwingli auf dem 2. Religionsgeſpräch zu Zürich im Oktober 1523 dem Rat der Stadt die Entſcheidung in Fragen der kirchlichen Reform übertragen wollte, trat ihm Simon Stumpf mannhaft entgegen mit den Worten: „Meiſter Ulrich, ihr habt des nit Gewalt, daß ihr der Obrigkeit das Urteil darüber in die Hände gebt, ſondern das Urteil iſt ſchon gegeben; der Geiſt Gottes urteilt!“ Ebenſo deutlich lehnten ſie aber auch jede hierarchiſche Verfaſſung ab und machten Ernſt mit dem bibliſchen Gedanken des allgemeinen Prieſtertums. Konſiſtorien und Kirchenbehörden hatten in der Täufergemeinſchaft keinen Raum; der Unterſchied zwiſchen Klerus und Laien mußte als unbibliſch ſchwinden. Als freie und autonome Größe ſtand die Einzelgemeinde dem Staat gegenüber, mit den Schweſtergemeinden nur durch das enge Band chriſtlicher Bruderliebe und gegenſeitiger Wertſchätzung verbunden.

So war es alſo in erſter Linie der Grundſatz der alleinigen Bindung der Gemeinde Chriſti an die Ordnungen der Heiligen Schrift, vornehmlich des Neuen Teſtamentes und die ſittlichen Weiſungen Jeſu in der Bergpredigt, der die Täufer zur Aufrichtung einer eigenen Gemeindekirche führte; erſt in zweiter Linie kam die Verwerfung der Kindertaufe hinzu.

Ihr geſamtes Gemeindeprinzip läßt ſich in folgende Grundſätze zuſammenfaſſen: Die Taufe ſollte nur an ſolchen vollzogen werden, die durch Buße und Glauben in einem neuen Leben wandelten. Nur gläubig Getaufte werden zum Tiſch des Herrn zugelaſſen und empfangen gemäß der Stiftung Chriſti das Abendmahl in beiderlei Geſtalt mit Brot und Wein. Eine Gemeinde von Heiligen zu ſein, maßten ſie ſich niemals an. Zur Reinhaltung der Gemeinde gebrauchten ſie die brüderliche Strafe und den Bann nach den Worten Jeſu (Matth. 18, 15-18) und dem Vorbild der Apoſtel. Die Aemter wurden den geeigneten Brüdern auf Grund des allgemeinen Prieſtertums übertragen und dieſe durch Handauflegung der Aelteſten beſtätigt. Die Gemeindeglieder übernahmen die Verpflichtung, ihre Diener am Wort mit irdiſcher Handreichung zu unterſtützen. Die Unabhängigkeit und Selbſtändigkeit der Einzelgemeinde verlangte (wie dargelegt) eine klare Trennung von Kirche und Staat, Gemeindeleitung und weltlichem Regiment; ebenſo ſchloß ihr Prinzip jede hierarchiſche Verfaſſung aus. Der Obrigkeit ſollte nach göttlichem Befehl und Chriſti Gebot (Matth. 22, 21; Röm. 13, 1-7) der ſchuldige Gehorſam geleiſtet werden in allem, was nicht gegen Gottes Willen iſt (Ap. Geſch. 5, 29). Hinſichtlich der Uebernahme von obrigkeitlichen Aemtern und des Waffendienſtes beſtanden bereits bei den alten Taufgeſinnten zwei Richtungen, die man „Stäbler“ und „Schwertler“ genannt hat; die ſchroffere Richtung lehnte beides ab, während die andere — wie auch die deutſchen Mennoniten der Gegenwart — beides billigten. Sie folgten darin dem Vorbild Hubmaiers, der gelehrt: „Es mög wohl ein Chriſt in der Obrigkeit ſitzen und je chriſtlicher er ſei, je ehrbarlicher er regiere“ [33]) und der unter Berufung auf Römer 13 den Kriegsdienſt als chriſtliche Gehorſamspflicht erklärt, indem er ſagt: „Gott hat die Obrigkeit gegen ſich ſelbſt nicht angeordnet. Wenn nun aber die Obrigkeit die Böſen ſtrafen will, wie ſie bei dem Heile ihrer Seele zu tun ſchuldig iſt, . . . und infolge deſſen die Untertanen durch Glocken, Büchſenſturm, Kreuzſchüſſe, Briefe und Aufgebote auffordert, ſo ſind die Untertanen gleichfalls bei ihrem Seelenheile ſchuldig, der Obrigkeit beizuſtehen und zu helfen, damit ſie die Böſen nach dem Willen Gottes abtun und ausrotten kann“ . . . „Da hilf, da rate, da ſtehe bei, ſo oft mans von dir fordert.“ [34]) Streng aber forderte das Gemeindeprinzip von allen Gläubigen die Ablehnung des Eides gemäß dem ausdrücklichen Verbot Jeſu (Matth. 5, 34-37; Jak. 5, 12). Arme und Notleidende wurden von der Gemeinde verſorgt. In manchen Gemeinden wurde auch die Fußwaſchung nach dem Beiſpiel Jeſu (Joh. 13) geübt, doch daraus kein Geſetz gemacht. Der Hauptnachdruck lag auf treuer Nachfolge Jeſu in Liebe und Gehorſam. Hierfür war der Wahlſpruch von Hans Denk bezeichnend: „Chriſtum vermag niemand wahrlich zu erkennen, es ſei denn, daß er ihm nachfolge im Leben.“

---

[31] Kawerau in Moellers Kirchengeſchichte Band III, S. 2 und S. 83, Tübingen 1907.

[32] cf. E. Händiges: „Gemeinde“ im „Menn. Lexikon“ II. Band, S. 48—56

Das hier allgemein Geſagte läßt erkennen, wie im Gemeindeprinzip der Mennoniten bereits alle Konſequenzen ihrer Lehre beſchloſſen liegen und ſich von hier aus alle Unterſchiede zwiſchen genuinem Täufertum und kirchlichem Proteſtantismus ergeben.

(Fortſetzung folgt).

---

[33]) „Baltaſſar Hubmeyers von Friedberg bekantnus vom 5. März 1526“ bei Dr. Johann Loſerth: „Doctor Balthaſar Hubmaier und die Anfänge der Wiedertaufe in Mähren“. Brünn 1893, Seite 121.

[34]) „Von dem / Schwert / Ein Chriſtenn / liche erklerung der Schrifſten, ſo wider die Oberkait (das iſt, / das die Chriſten nit ſollent im Gwalt ſitzen, noch das ſchwert / fiern) von etlichen Brüedern / gar ernſtlich angezogen / werdendt. / D. Balthaſar Hüebmör von Fridberg. / 1527“. Mähr. Landesarchiv. cf. Loſerth a. a. O. S. 169.

Mißbrauchte Bibel.

In der „Daily Mail“ hat A. Thompſon, York, ſich folgenden Mißbrauch eines Bibelwortes geleiſtet: „So ziehe nun hin und ſchlage die Amalekiter und verbanne ſie mit allem, was ſie haben! Und ſchone ihrer nicht, ſondern töte Mann und Weib, Kinder und Säuglinge, Ochſen und Schafe, Kamele und Eſel (1. Sam. 15, 3). Das war Gottes Wort an Saul als Strafe für die Verruchtheit der Amalekiter. Durch keinen Sophismus kann man Gottes Autorität erniedrigen. Wenn Saul Gottes Inſtrument war zur Rache, kann man dann nicht ſagen, daß unſer Land ſein Inſtrument iſt gegen die um vieles größere Verruchtheit Hitlers und Muſſolinis?“ Ein Geiſt, den wir durch Chriſtus überwunden glaubten, gibt ſich als chriſtlicher Geiſt aus, um dadurch eine ſinkende Weltherrſchaft zu retten. Ein Mißbrauch der Bibel, durch den der Name der chriſtlichen Kirche geſchändet wird.

Weihnachten im deutſchen Lied.

Die Begegnung zwiſchen deutſcher Art und chriſtlichem Glauben hat in der Kunſt einen beſonders ſtarken und mannigfaltigen Ausdruck gefunden. Können wir uns die deutſche Dichtung, Baukunſt, Malerei, Bildhauerei, Holzſchnitzerei ohne die Fülle von Stoffen denken, die aus dem Bereiche bibliſcher Erzählungen und Gleichniſſe entnommen ſind? Das Geſchehen und die Botſchaft von Weihnachten hat vor allem die deutſche Seele tief berührt. Es hat ſie zum Singen in Wort und Ton, zum Bilden in Farbe, Holz und Stein veranlaßt.

Schon im Mittelalter entſteht das geiſtliche Volkslied in der Landesſprache. Es taucht zuerſt auf in der Form der alten deutſchen Leiſen. Ihren Namen haben dieſe alten Volksdichtungen von dem Schluſſe „Kyrie eleiſon“ (Herr, erbarme dich), den das Volk bei den Gottesdienſten mitſang. Eins dieſer Leiſen auf chriſtliche Feſte iſt die um 1370 entſtandene Strophe:

„Gelobet ſeiſt du, Jeſu Chriſt,
daß du Menſch geboren biſt,
von einer Jungfrau, das iſt wahr,
des freuet ſich der Engel Schar. Kyrie eleiſon.“

Tauler, der große Myſtiker († 1361) hat das Wunder der Weihnacht umſchrieben in dem Bilde von einem geheimnisvollen Schiffe, das aus der Ewigkeit kommt und eine koſtbare Laſt bringt, den Sohn des Vaters, Gottes ewiges Wort.

„Es kommt ein Schiff, geladen bis an ſein'n höchſten Bord,
bringt uns den Sohn des Vaters, bringt uns das ewig Wort.“

In ſtarkem Maße hat ſich ſchon im hohen Mittelalter das Volkslied der Weihnachtsbotſchaft bemächtigt und in mancherlei Weiſe die frohe Kunde beſungen: der ewige Gott iſt in Chriſtus Menſch geworden, um uns zu erlöſen. Bald nach 1300 entſtand das zarte oberſchleſiſche Wiegenlied: „Ufm Berge, da geht der Wind, da wiegt die Maria ihr Kind“. Aus dem 14. Jahrhundert ſtammt auch das urſprünglich halblateiniſche Weihnachtslied: „In dulci jubilo, nun ſinget und ſeid froh“. In der deutſchen Bearbeitung beginnt es:

„Nun ſinget und ſeid froh, jauchzt alle und ſagt ſo:
Unſres Herzens Wonne liegt in der Krippe bloß
und leuchtet als die Sonne in ſeiner Mutter Schoß.
Du biſt A und O.“

Aus der Peſtzeit des Mittelalters wurde das weihnachtliche Kraft- und Troſtlied geboren:

„Ein Kindelein ſo löbelich iſt uns geboren heute von einer
Jungfrau tugendlich zu Troſt uns armen Leuten.“

Am bekannteſten, volkstümlichſten geworden iſt von den vorreformatoriſchen Weihnachtsliedern das innig-zarte „Es iſt ein Ros entſprungen aus einer Wurzel zart“. In dieſem alten geiſtlichen Volksliede wird Chriſti Geburt mit dem Aufbrechen der Chriſtroſe verglichen, die mitten im Winter ihre weißen Kelche öffnet.

In der Reformationszeit erhebt ſich mit bezwingender Kraft der Choral, der Lobpreis der Taten Gottes im Liede. Konnte er das Weihnachtswunder verſchweigen? Mußte er nicht die Gabe, die Gott der Menſchheit in der Geburt Chriſti geſchenkt hat, beſingen? So dichtet Luther 1535 „Ein Kinderlied auf die Weihnacht Chriſti“, das bekannte, viel geſungene „Vom Himmel hoch, da komm ich her, ich bring euch gute neue Mär“. Es ſtellt mit der Melodie von Valentin Schumann (1539) das Weihnachtsevangelium in Wort und Ton dar. Die vorreformatoriſche Volksdichtung „Gelobet ſeiſt du, Jeſu Chriſt“ geſtaltet Luther durch Hinzudichtung einer Reihe von Strophen zu einem großen Lobgeſange auf die Geburt Chriſti um. Er ſingt davon, wie Gott in ſeiner ewigen Majeſtät in die menſchliche Armut eingeht und uns in Not und Bedrängnis unſeres Erdenlebens an ſeinem ewigen Lichte, ſeiner Herrlichkeit Anteil gibt.

„Des ewgen Vaters einig Kind jetzt man in der Krippen findt,
in unſer armes Fleiſch und Blut verkleidet ſich das ewge Gut.
Das ewge Licht geht da herein, gibt der Welt ein neuen Schein,
es leucht't wohl mitten in der Nacht
und uns des Lichtes Kinder macht.“

Auch altkirchliches Liedgut läßt Martin Luther wieder aufleben durch die Verdeutſchung eines Hymnus aus dem 5. Jahrhundert:

„Chriſtum wir ſollen loben ſchon der reinen Magd Marien Sohn,
ſo weit die liebe Sonne leucht und an aller Welt Ende reicht.“

Mit Luther zuſammen beſingt Nikolaus Hermann aus Joachimsthal in Böhmen, „ein guter Muſikus, der viel gute Choräle und deutſche Lieder gemacht“, daß Gott durch Chriſtus die Pforte ſeines Reiches wieder aufgetan hat, die durch der Menſchen Schuld verſchloſſen war, in ſeinem bekannten Weihnachtsliede: „Lobt Gott, ihr Chriſten allzugleich in ſeinem höchſten Thron“ (1560). Auch manches volksliedartige Weihnachtslied haben wir aus dem 16. Jahrhundert, ſo den in Thüringen gebräuchlichen alten Chriſtgeſang „Geboren iſt uns ein Kindelein von einer Jungfrau reine“, im Mainzer Cantual 1605 vertont.

Im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges ſingt Paul Gerhardt voll Jubel und mit herzinniger Liebe von der Geburt des Chriſtkindes in einer Reihe von Liedern, die ſich tief in die Herzen eingegraben haben. Neben dem frohen Jubellied „Fröhlich ſoll mein Herze ſpringen dieſer Zeit, da vor Freud alle Engel ſingen" und dem Aufruf des Weihnachtsgeſanges „Kommt und laßt uns Chriſtum ehren, Herz und Sinnen zu ihm kehren" ſteht das demütig-ſchlichte „Ich ſteh an deiner Krippe hier, o Jeſu, du mein Leben, ich komme, bring und ſchenke dir, was du mir haſt gegeben". In dieſem Liede mit ſeiner wundervollen Vertonung von Johann Sebaſtian Bach findet die Bereitſchaft, Chriſtus innerlich zu empfangen, einen lebendigen Ausdruck. Auch der Choral von Kaſpar Friedrich Nachtenhöfer, eines Zeitgenoſſen von Paul Gerhardt, iſt bekannter geworden:

„Dies iſt die Nacht, da mir erſchienen
des großen Gottes Freundlichkeit;
das Kind, dem alle Engel dienen,
bringt Licht in meine Dunkelheit"

Neben dieſen Weihnachtschorälen ſtehen die geiſtlichen Volkslieder des 17. Jahrhunderts aus dem Kölner Geſangbuch „Vom Himmel hoch, o Englein, kommt!" und „Zu Bethlehem geboren iſt uns ein Kindelein; das hab ich auserkoren, ſein eigen will ich ſein". In der Zeit des ſpäteren Pietismus lebte am Niederrhein und der Ruhr der Bandweber Gerhard Terſteegen, als Prediger in Erbauungsſtunden und als Seelſorger durch Wort und Schrift ein geiſtlicher Führer für viele. Er preiſt die Geburt Chriſti in ſeinem Liede: „Jauchzet, ihr Himmel, frohlocket, ihr engliſchen Chöre' Singet dem Herrn, dem Heiland der Menſchen, zur Ehre!" Wie Terſteegen lebt und dichtet im 18. Jahrhundert der Leipziger Profeſſor Chriſtian Fürchtegott Gellert. In ſeinen geiſtlichen Liedern und Oden, die lehrhafte Art und erbauliche Kraft vereinen, ſtimmt er zur Weihnacht an:

„Dies iſt der Tag, den Gott gemacht, ſein werd in aller Welt gedacht.
ihn preiſe, was durch Jeſum Chriſt im Himmel und auf Erden iſt."

Der choralartige Lobpreis der Taten Gottes tritt im 19. Jahrhundert immer ſtärker zurück. Er dringt zwar noch durch bei Ernſt Moritz Arndts „Der heilge Chriſt iſt kommen, der ſüße Gottesſohn" und bei dem viel geſungenen Weihnachtsliede von Johannes Falk „O du fröhliche, o du ſelige gnadenbringende Weihnachtszeit". Aber das Stimmungsmäßige überwiegt ſchon bei dem verbreitetſten deutſchen Weihnachtsliede „Stille Nacht, heilige Nacht". Bei andern Weihnachtsliedern des vorigen Jahrhunderts wird das rein Menſchlich-Perſönliche beherrſchend wie in Wilhelm Heys „Alle Jahre wieder kommt das Chriſtuskind". Und in den Volksweiſen „Leiſe rieſelt der Schnee, ſtill und ſtarr liegt der See", „Süßer die Glocken nie klingen als in der Weihnachtszeit", „O Tannenbaum, o Tannenbaum, wie grün ſind deine Blätter" hat das Weihnachtlich-Stimmungshafte in Flur und Haus die Botſchaft von Chriſti Geburt ganz verſchlungen.

In unſerer Zeit vollzieht ſich allmählich wieder eine Rückkehr der Weihnachtsdichtung zur Botſchaft des Evangeliums. Das wird uns deutlich in einem Gedichtkreiſe von Margarete Weinhandl, der im Volksliedtone gehalten iſt „Es iſt ein Reis entſprungen". So beginnt z. B. das Gedicht „Das Wunder" darin:

„Ich möcht meine Feder tauchen in lauter pures Gold,
Mit Himmelsglut durchhauchen, was ich euch-künden ſollt!
Mein Heiland iſt gekommen in dieſem Augenblick,
Hat Kindgeſtalt ang'nommen, o allerhöchſtes Glück!"

Das große Gotterbarmen, das die Welt in dem Kommen Chriſti umfängt, preiſt der Züricher Dichterpfarrer Adolf Maurer in ſeinen Weihnachtsgedichten „Vom hellen Schein". Er ſingt von der Gottesgnade:

„Die Welt hat einen Tag erlebt voll Hulden und voll Gnaden,
ein Heil, daß drob die Hölle bebt, ein Heil, das allen Jammer hebt und allen Erdenſchaden.
Ein Kindlein lag in ſtiller Nacht in einer armen Hütten;
Welt komm und ſieh, wie's leucht't und lacht,
es will dich ja aus heilger Macht mit Gnaden überſchütten".

Auch Rudolf Alexander Schröder, der vom klaſſiſchen Bildungsideal zum Evangelium durchgedrungen iſt, kündet uns das Wunder der Weihnacht in ſeinen Gedichten „Ein Weihnachtslied".

„Der du die Welt geſchaffen haſt,
Kommſt Jahr um Jahr, wirſt unſer Gaſt.
Und Jahr um Jahr heißt's überall:
Für uns das Haus, für ihn der Stall.
Und Jahr um Jahre führt der Pfad
Von Bethlehem zur Schädelſtatt.
Der Jahr um Jahr ihn kundgetan,
Begreift der Engel Gottes Plan?
Begreift der Wirt, ihm komm zugut
Des Gaſtes hingemordet Blut?
Begreiſe, wer begreifen kann.
Wir knien im Staub, wir beten an."

So hat die deutſche Seele ſeit Jahrhunderten dem Chriſtkinde Ehre und Anbetung, Dank und Lob gebracht und ihm bis auf unſere Tage mannigfaltigen Ausdruck in Liedern und Dichtungen verliehen. Wenn gerade auf deutſchem Boden das Feſt der Geburt Chriſti zu einem Hauptfeſt der Gemeinde, der Kirche Chriſti geworden iſt, ſo gehören die Choräle und Volkslieder unlöslich dazu. Denn ſie verkündigen in Wort und Weiſe das Weihnachtsevangelium und ſpiegeln wider, welche Aufnahme die Botſchaft von der Geburt Chriſti zu verſchiedenen Zeiten in deutſchen Herzen gefunden hat.

Erich Goettner.

Bericht eines nach Warſchau Verſchleppten.

Nachſtehende Zeilen ſind ein kurzer Bericht über meine Verſchleppung nach Warſchau. Ich verſäumte, ihn im vergangenen Jahr in den Mennonitiſchen Blättern zu veröffentlichen. Da gerade ein Jahr ſeit jenen ſchweren Septembertagen vergangen iſt, bringe ich dieſe Beſchreibung zum ſtillen Gedenken an unſere beiden Ermordeten Hans Kliewer und Hermann Bartel, die ihr Leben für Deutſchland und unſere Befreiung hingaben. Die ſchwergeprüften Angehörigen dieſer Beiden aber haben das größte Opfer bringen müſſen, darum gebührt ihnen unſer bleibender Dank, unſere Achtung und allerhöchſte Verehrung! Den Unbeteiligten aber und vor allem denjenigen, die die Schreckenstage des vergangenen Jahres ſchon wieder vergeſſen haben, denen ſei dies nochmals eine Mahnung, die deutſche Ehre rein zu halten und ſie nicht mit polniſcher Schande zu beſudeln!

Es war am Freitag, dem 1. September 1939 abends gegen 9 Uhr, als ein polniſcher Junge an's Fenſter unſerer Wohnſtube klopfte, und auf meine Frage, was da wäre, mir ſagte, ich ſolle ſofort zur Polizeiſtation kommen. Wenn man in dieſen Tagen zur Polizei befohlen wurde, ſo ahnte man gewiß nichts Gutes; und ſo war es auch. Ich war erſtaunt, als einer unſerer Poliziſten mir ſagte, ich ſolle doch ſchnell nach Hauſe laufen und für die Bauern Hans Kliewer, Hermann Bartel und Willy Franz Mäntel, Handſchuhe und Seife, Geld und Verpflegung für 4—5 Tage bringen. Indem erſchienen auch ſchon dieſe drei und baten mich ebenfalls um obengenanntes. Ich lief alſo ſo ſchnell ich konnte nach Hauſe. Meine Frau und meine Mutter waren glücklich, mich wieder zu ſehen, jedoch entſetzt, als ſie erfuhren, was geſchehen war. In allergrößter Eile machten wir 3 Päckchen mit dem Nötigſten fertig, und ich erreichte gerade noch die Wagen, auf denen unſere Brüder zur Bahn nach Unislav gebracht wurden. Nach kurzen ernſten Abſchiedsworten rollten ſie ab.

Am Sonnabend, dem 2. September, mußten wir unſere Kühe abliefern, kamen aber nur bis ins Nachbardorf, als unſer Gemeindevorſteher aus Kulm zurückkam und ſagte, der Kulmer Bahnhof ſei bombardiert, es ginge nicht mehr zu verladen. Nachdem das Lunauer Vieh auf meinem Hof wieder auseinandergeteilt war und wir Kaffee getrunken hatten, erſchien bei mir ein Hilfspoliziſt und verhaftete auch mich. Mein Ruckſack, der ſchon einige Tage vorher fertig gepackt lag, wurde noch mit dem Nötigſten ergänzt, und nach kurzem herzlichem Abſchied folgte ich dem Poliziſten auf den Wagen, der ſchon zum Abtransport fertig auf dem Hof ſtand. An der Straßenecke Gr. Lunau-Podwitz traf ich mit anderen Leidensgefährten wie z. B. Otto Bäcker, Heinrich Baumann, Franz Schulz, Kaufmann Plikat, Graudenz zuſammen. Ueber Podwitz, wo noch ungefähr 6—7 Deutſche dazukamen, wurden wir auf Kutſchwagen nach Bahnhof Unislav gebracht und dort in Speicherräume eingeſperrt. Der Bahnhof ſelbſt war ſchon tags vorher von Bomben zertrümmert, es ging kein Zug mehr, der uns in Internierungslager bringen ſollte. Alſo gings am andern Morgen 3 Uhr zu Fuß im Eiltempo nach Thorn. Wir waren damals noch von Hilfspoliziſten bewacht, die ſich nichts daraus machten, wenn polniſche Soldaten oder Ziviliſten uns mit Füßen traten, ſchlugen und gemein beſchimpften. Kurz vor Thorn mußten wir oft in Fliegerdeckung gehen und wurden dabei von biwakierenden Truppen im Walde geſchlagen und verhöhnt.

Um 10 Uhr vorm. am Sonntag kamen wir in Thorn an; man verteilte uns auf Gefängniſſe und Kinos. Meine Lunauer Nachbarn und ich lagen im Kino. Der erſte Marſchtag war heiß, ohne Waſſer und ſehr anſtrengend, aber noch erträglich. Viel ſchlimmer ſollten die darauffolgenden werden. Gegen 9 Uhr abends mußte plötzlich alles raus auf die Straße und im Eiltempo bis vor eine Kaſerne, wo Sammelplatz war. 5—600 Männer und Frauen wurden dort zuſammengetrieben. Große Kaſtenwagen brachten Volksdeutſche aus allen Kreiſen. Der Weg vom Kino bis zur Kaſerne wurde uns zur Hölle, obwohl er nur 10 Minuten dauerte. Ein polniſcher Gymnaſiaſt ſprang immer in unſere Gruppe und ſchlug uns mit einer kurzen Drahtpeitſche ins Geſicht. Ich ſelbſt bekam nur einen Schlag quer über Naſe und Backen und konnte mit meiner Joppe, die ich über dem linken Arm trug, die anderen Schläge decken. So wurde z. B. ein Vetter meiner Frau, der Jungbauer Hans Hermann, Schöneich bis zur Unkenntlichkeit zerſchlagen.

Vor der Kaſerne wurden wir zu einem großen Verſchlepptenzug zuſammengeſtellt, ungefähr 500 Männer, 60 Frauen und 1 Kind. 300 Strelcys, das ſind Angehörige des poln. Schützenverbandes, 6—8 Wachtmeiſter und 1 Hauptmann vom Reſerve-Inf.-Regt. 63 namens Zewiecki bildeten unſere Bewachung. Alſo ungefähr auf 2 Deutſche 1 Strelcy. Der Hauptmann hielt uns eine Anſprache, in der er erklärte, er ſei ein Ehrenmann, er bringe uns an einen ſicheren Ort, wir müßten nur den Anordnungen der Wachleute Folge leiſten, widrigenfalls wir erſchoſſen würden. Später nannten die Strelcys das nicht erſchießen, ſondern mordiche, d. h. mit dem Bajonett ſtechen und einige Male im Körper des Getroffenen umdrehen und dann mit dem Kolben den Schädel einſchlagen!

Gegen 12 Uhr nachts begann unſer Marſch, den man nicht anders als den Todesmarſch nach Warſchau nennen konnte. Ein evangl. Pfarrer, wir hatten deren 5—6 in unſerem Zuge, ſetzte folgendes Gedicht über dieſen Marſch:

In einer ſtillen Sonntagsnacht, da zogen wir aus.
Ueber uns nur der Sterne Wacht, um uns Nacht und Graus.

So zogen faſt 600 hin, Hoffnung ſchweigt nicht ſtill.
Freiheit. Rettung in jedes Sinn, ob Gott uns helfen will?

Da ſchlagen die Granaten ein hinter uns ganz dicht,
Deutſchland kann nicht mehr ferne ſein, bringt in der Nacht uns Licht.

Doch weiter, weiter geht der Weg — ſchweig ſtill, du lautes Herz!
So hart die Straße, fremd der Steg, doch immer heißt's: Oſtwärts!

Zehn Nächte zogen hin zuletzt, Nächte voller Grau'n.
600 einſt, 240 jetzt . . . . . jammervoll zu ſchaun.

Das war der Deutſchen Todesgang: Jammer, Grauen, Not,
Verſchollen froher Hoffnungsſang und über uns der Tod!

Vor unſerm Zug gingen etwa 40 Strelcys, hinter uns ebenfalls; die übrigen rechts und links in 2 Linien. Stumm ſetzte ſich unſere Kolonne in Bewegung. Die vor uns gehenden Strelcys marſchierten einmal ſchnell, einmal langſam, ſodaß wir manchmal auseinandergezogen und wieder zuſammengeſchoben wurden wie eine Ziehharmonika. Wer nicht aufblieb wurde von der Bewachung aufgetrieben mit Kolben und Bajonett. In dieſer Marſchordnung gings bis Warſchau. Mit der Ruhe war es bald aus. Die Wachtmannſchaften fluchten und tobten, ſchlugen und ſtachen. Wer nicht mitkam, blieb liegen, wurde überlaufen und hinten am Ende des Zuges unweigerlich ermordet. Der erſte Marſch ging bis Alexandrowo, es mag 6 Uhr früh am Montag geweſen ſein, als die Bevölkerung von Alexandrowo auf uns mit Steinen warf und uns ausſchimpfte. Da auch hier nicht mehr zu verladen ging, brachte man uns in eine Baracke, wo wir uns rechts und links an den Außenwänden hinſetzen durften. Hier ruhten wir aus bis gegen 9 Uhr abends. Noch hatten die meiſten von uns Verpflegung, nur Waſſer fehlte ſehr. Wir ſammelten Geld, um für diejenigen Brot und Wurſt zu beſchaffen, die überhaupt nichts mithatten. Leider kam nicht viel ran, das Meiſte blieb bei unſern Wachtmannſchaften.

Ich hatte nun Zeit, mich unter uns umzuſehen und erblickte bald am Ende der Baracke meine drei Kameraden aus Schönſee und Schöneich und viele, viele Bekannte aus allen Gegenden. Müde, beſtaubt und zerſchlagen ſaßen ſie da, einige ſchliefen, einige hatten ſich das Schuhzeug ausgezogen und verbanden ſich die wunden Füße, andere aßen uſw. Unſere Flieger bombardierten die Umgegend. Gegen Abend wurden 4 unſerer Leidensgefährten aus der Baracke geholt und angeblich wegen Verrat erſchoſſen. Sie ruhen heute in Thorn auf dem Ehrenfriedhof. Bald hieß es für uns auch raustreten, Hals über Kopf, geſtoßen und geſchlagen, ſo liefen wir über die Geleiſe, lahm und ſteif vom Tag zuvor. Dieſe Nacht vom 4. zum 5. September war die ſogenannte Bartholomäusnacht bei Alexandrowo. Nach ungefähr 1 Stunde Marſch fielen die erſten Schüſſe, man ſchrie und tobte, man ließ uns Laufſchritt machen, hinlegen, auf, knien, Hände hoch und wieder hinlegen. So mögen wir ca. 1 Stunde gelegen haben. Mit Gewehren und Maſchinengewehren ſchoß man in unſeren Zug. Frauen beteten für ihre Männer, die hinten ermordet wurden. Angeſchoſſene ſchrien laut, bis ſie den Gnadenſchuß kriegten. Viele ſchimpften auf die Polen, wurden natürlich auch erſchoſſen. So verloren wir in jener Nacht 40 Kameraden, darunter Hans Kliewer und mehrere Frauen.

Trockene Zungen und Gaumen, die Augen und Wangen hohl, beſtaubt und zerriſſen, entledigt all unſerer Sachen und Verpflegung, die Zähne zuſammengebiſſen, ſo ſind wir damals gegangen. Nur die Augen geradeaus gerichtet, nicht viel umgeſehen, ſonſt gab's mit dem Kolben, die Gedanken bei den Lieben in der Heimat, müde, verdurſtet und verhungert, immer den Tod vor Augen, gemartert, geſchlagen, die Frauen bis auf's Tiefſte erniedrigt, ſo ſchleppten wir unſere müden Füße vom 2. bis zum 14. September über Thorn, Alexandrowo, Wroßlawek, Karantowice, Krosniewice, Kutno, Debin, Bahnhof Zychlyn, Dobrzelin, Brochow a. Bzurra, Leonczyn, Lomna bis Warſchau. Tagsüber lagen wir in eben vom Vieh verlaſſenen Ställen hoch auf heißem Dung, immer wieder mit Durſt und Hunger kämpfend — ½ Apfel und ½ kleine Blechbüchſe Milch war oft nur eine Tagesportion — nachts lange Märſche durch ſchwere Sandwege oder mit wunden Füßen über holprige Straßen! Die Frauen und Mädchen nicht wiederzuerkennen, barfuß, zerſchundene Füße und Waden, abgeriſſene Kleider, zitternd und frierend wurden auch ſie bis nach Warſchau ins Gefängnis getrieben. Ich ſelbſt fühlte mich immer kräftig, hatte gutes Schuhwerk und geſunde Füße und habe oft ältere Frauen am Arm mitgezogen. Von Alexandrowo bis an die Bzurra ging ich mit Hermann Bartel; alles was wir an Nahrungsmittel und Waſſer hatten, teilten wir, Mohrrüben, Gurken, Runkelrüben, ſogar rohe Kartoffeln kauten wir. Die Märſche wurden aber immer länger und ſchwieriger, ſodaß H. Bartel kurz hinter Mlodzyczyn hinfiel und nicht mehr zu uns zurückkam. Als Spion iſt er am darauffolgenden Tage erſchoſſen worden.

Wollte ich all dies Häßliche, Verabſcheuungswürdige näher beſchreiben, ſo würden Seiten und Seiten voll werden. Jedenfalls haben in jenen Septembertagen unſere verſchleppten Volksdeutſchen unſagbar ſchwere Stunden durchmachen müſſen bis ſie endlich vom deutſchen Militär erlöſt wurden. Vom 14. bis 28. September ſaßen wir im Gefängnis im ſogenannten „Pawiak". Von Stukas bombardiert und von der Artillerie beſchoſſen, fanden wir auch hier keine richtige Ruhe und waren unendlich glücklich und unſerm Schöpfer dankbar, daß wir in der Nacht vom 27. bis 28. September die deutſchen Linien erreichten.

Franz Bartel, Gr. Lunau.

Miſſionsfeſt in Monsheim.

Nach zweijähriger Pauſe konnte das pfälziſch-heſſiſche Miſſionsfeſt wieder ſtattfinden am Sonntag, 29. September, in der Monsheimer Kirche. Es war ein Kriegsmiſſionsfeſt, kein Miſſionar war unter uns. Auch fürchteten wir um die Teilnahme bei den ſchlechten Verkehrsverhältniſſen und der ungünſtigen Witterung. Aber die Kirche war doch gut beſetzt von nah und fern, als wir nachmittags 2 Uhr das Zuſammenſein eröffneten.

Nach dem Eingangsgebet begrüßte Br. Fellmann aus Monsheim die Verſammlung mit Pſalm 22, 28/29 und ſprach von dem Miſſionsauftrag der chriſtlichen Gemeinde, der in Geltung bleibt auch inmitten der Wirren des Krieges. Das Evangelium gilt allen Völkern und Menſchen. Es bleibt die Verheißung auch dem gegenwärtigen Geſchlecht, daß ſich Menſchen zu Gott bekehren und zur Anbetung Jeſu berufen ſind. Vielleicht darf ſich der Krieg als ein Wegbereiter zu neuen Miſſionsaufgaben erweiſen, denn Blut und Tränen ſind ſicherlich Mittel in Gottes Händen, die Herzen zur Aufnahme des göttlichen Wortes zuzubereiten. Wenn wir auch jetzt vollkommen von unſerem Miſſionsfeld abgetrennt ſind, ſo ſteht doch die Miſſionsſache in Gottes Hand, ſie iſt nicht unſere Arbeit, ſondern Gottes Werk. Er wird es verſehen.

Die Miſſionsfeſtpredigt hielt Br. Foth aus Friedelsheim über Apoſtelgeſchichte 1, 8. Er ging dem Gedanken nach von der „Kraft des heiligen Geiſtes", der die erſten Heidenapoſtel beſeelte. Es war für ſie nicht nur die Ausführung eines harten Befehls, ein eiſernes Muß, ſondern ein innerer Drang im Sinne des Wortes „Wir können es ja nicht laſſen, daß wir nicht reden ſollten, was wir geſehen und gehört haben". Die Geſchichte der Heidenmiſſion wurde berührt und ihre Anfänge bei der Brüdergemeine. Die Ausführungen mündeten ein in den Wunſch, daß auch uns das Geſchenk werde, in der Kraft des heiligen Geiſtes, Miſſion treiben zu dürfen. — Ein weiteres Wort wurde hinzugefügt von Br. Guth aus Neckargemünd. Er ſprach über Epheſer 4, 1/6. So wichtig wie die Verkündigung des Wortes iſt die Predigt unſeres Lebens. Demut, Sanftmut und Geduld, vor allem die Liebe, ſind die Grundlagen zur wahren Einigkeit des Geiſtes im Frieden.

Das Schlußwort ſprach Br. Neff vom Weierhof. Er überbrachte die Grüße des erkrankten Miſſionars Löwen aus Würzburg, der leider verhindert war zu kommen. Dann gedachte er unſeres Miſſionsfeldes auf Java und Sumatra. Leider ſind wir ohne Nachrichten. Er verlas den letzten Brief unſeres Miſſionars Klaaßen, der vom Januar 1940 ſtammt und vor allem von den Weihnachtsfeiern auf den Miſſionsſtationen erzählt. Aus der Preſſe wiſſen wir, daß unſere deutſchen Miſſionare interniert ſind. Br. Braun aus Ibersheim ſprach das Schlußgebet, die Kollekte hatte ein gutes Ergebnis. Um 4 Uhr gingen wir auseinander und waren noch bis zur Abfahrt der Züge gemütlich in den Häuſern der gaſtgebenden Gemeinde vereint.

W. F.

Nachrichten aus den Gemeinden

Mennonitengemeinde Weierhof.

Jakob Kaegy heimgegangen.

Am 16. Mai 1940 ſtarb auf dem Bolanderhof in der Pfalz Landesökonomierat Jakob Kaegy. Ein Sohn und drei Töchter ſowie acht Enkelkinder trauerten an der Bahre des liebevoll verehrten Vaters und Großvaters. Die Gattin und Mutter, geborene Maria Neef aus Oberflörsheim in Rheinheſſen, war der Familie ſchon im Jahre 1932 durch ein ſchweres Leiden entriſſen worden.

Eine klar und feſt ausgeprägte, ſchlichte und in weitem Lebenskreis geſchätzte Perſönlichkeit war der nunmehr Heimgegangene; ein Mann von ruhigem, ſcharfem Denken, weiten Blick und zäher, zielſicherer Willenskraft, dabei von ſtets aufrechter Haltung und gleichbleibender Treue in jeder Lebenslage. Den von Generationen her ererbten Bauernhof hat er zu einem muſtergültigen Betrieb der Neuzeit weiter zu entwickeln verſtanden.

Sein ſicheres Gefühl für alles Echte und Geſunde und ſein ſeeliſcher Drang nach aufbauendem Schaffen wurde bald auch in ſeiner weiteren Umgebung erkannt und in den Dienſt der Allgemeinheit geſtellt. So wurde er geſchätzter Mitarbeiter in verſchiedenen Verbänden des öffentlichen Lebens. Auch dem Kreistag der Pfalz gehörte er längere Zeit an.

Lieblingskind im Kreiſe ſeiner vielfachen Tätigkeit für gemeinnützige Aufgaben war wohl die frühere „Realanſtalt am Donnersberg“, die jetzige nationalſozialiſtiſche „Gau-Oberſchule Donnersberg“. Seine Familie war an der Gründung der einſtigen privaten Schulſtiftung, die 1867 von dem 1874 verſtorbenen Prediger Michael Löwenberg unter Mithilfe von etwa fünfzig mennonitiſchen Perſönlichkeiten ins Leben gerufen worden war, mit in hervorragender Weiſe opferfreudig beteiligt geweſen. Er ſelbſt hatte zu ihrer erſten Schülergeneration gehört. Für dieſe ſeine einſtige Bildungsſtätte ſcheute er auch vor großen Opfern an Zeit und Geld niemals zurück. Sie unter ſeiner Fürſorge, unter Führung ſeines einſtigen Schulkameraden, des 1934 verſtorbenen Direktors Dr. Ernſt Göbel, allmählich zu hoher Blüte und allgemeiner Wertſchätzung ſich entwickeln zu ſehen, war und blieb ihm ſtets beſondere Freude und Genugtuung.

Ebenſo war Kaegy ein treuer und ſtets hilfsbereiter Sohn ſeiner mennonitiſchen Glaubensgemeinſchaft. Manchem mochte er vielleicht als eine einſeitig-nüchtern-verſtandesmäßig angelegte Natur erſcheinen. Wer aber Gelegenheit hatte, ihn näher kennen zu lernen, ſtieß zugleich auf tiefes Gemüt ſowie auf tiefgründige, glaubensſichere religiös-chriſtliche Ueberzeugung. Der Heidelberger Lutherforſcher Hausrath läßt in ſeiner kulturgeſchichtlichen Dichtung „Klytia“ einen feurigen Vertreter der älteſten Täufer-Generation, einen ſchlichten, klugen Müller aus dem „Kreuzgrund“ bei Heidelberg zu einem katholiſchen Geiſtlichen ſagen: „Was recht gehandelt ſei, wiſſen wir ſicherer, als was recht gelehrt ſei. Drum iſt der rechte Glaube, daß ihr den Willen Gottes tut, nicht daß ihr Lehrſätze erſinnt über die unſichtbaren Dinge, die nicht des Menſchen ſind, ſondern Gottes“. Und an anderer Stelle ſpricht der „Prophet im Zwillichkittel“ von dem „Stein, darauf der Herr ſeinen Namen geſchrieben hat, den niemand weiß als der ihn gibt und der ihn empfangen“. (S. 49). Ja, „der Geiſt wird nirgend offenbar als im Leben“. (S. 397). Das alles Worte, mit denen ſich vielleicht auch das perſönliche religiöſe Denken und Fühlen des heimgegangenen Glaubensbruders zutreffend charakteriſieren ließe.

In der nationalſozialiſtiſchen Bewegung erblickte Kaegy frühzeitig mit innerer Sicherheit die rettende Kraft aus Not und Schmach der Nachkriegszeit, in der ganzen Art ſeines Weſens eine Beſtätigung für die vielfach ausgeſprochene Ueberzeugung bietend, daß echtes Mennonitentum deutſcher Wurzel auch immer wieder mit innerer Notwendigkeit den Weg zu echtem Nationalſozialismus finden wird.

In ſeinen letzten Lebensjahren war der Verſtorbene durch ein zeitweiſe ſehr ſchmerzhaftes Fußleiden viel behindert; trotzdem drängte es den raſtlos Tätigen immer noch hinaus in ſeine Felder, in die nähere und weitere Umgebung, gelegentlich noch ſelbſt mit Hand anlegend. Und noch wenige Tage vor ſeinem Tode konnte man den Neunundſiebenzigjährigen, in jeder Hand einen Stock, den gewohnten ſonntäglichen Gang zum Gottesdienſt in unſerem hochgelegenen Weierhöfer Kirchlein zurücklegen ſehen.

An ſeinem Grabe ſprach Pfarrer D. Neff über das Wort: „Ein treuer Mann wird viel geſegnet“. Guſtav Göbel.

Montau-Gruppe.

In der Nervenheilanſtalt zu Kaliſch verſtarb am 26. Mai 1940 Frau Margarethe Gorſch geb. Kopper im Alter von 50 Jahren. Seit 5 Jahren leidend, war es für ſie eine Erlöſung aus ſchwerem Leid. Ihre Urne wurde am 18. 8. 40 auf dem Friedhofe in Montau beigeſetzt. Jeſ. 55, 8 u. 9.

Im zarten Alter von 3 Monaten ſtarb am 16. Juli das Söhnchen Alfred Rudolf unſerer Geſchwiſter Friedrich und Helene Tonn geb. Bartel in Gruppe. Unſer Mitgefühl iſt mit den jungen Eltern. Die Beerdigung war am 19. 7. auf dem Friedhofe in Gruppe.

Am 15. 8. 40, an ihrem Geburtstage, verſtarb im ſtädtiſchen Krankenhauſe zu Danzig, wo ſie Heilung ſuchte, Frau Martha Siewert geb. Goertz aus Kommerau im Alter von 56 Jahren. Tief betrauert von dem Gatten, mit dem ſie 37 Jahre in glücklichſter Ehe verbunden war. Mit dem Gatten trauern eine Tochter und zwei Söhne, denen ſie eine vorbildliche Mutter war und ein großer Geſchwiſter-, Verwandten- und Freundeskreis. Am 19. 8. wurde die liebe Entſchlafene auf dem Friedhofe in Kommerau zur letzten Ruhe beigeſetzt. Marc. 6, 50.

Nach langem, mit großer Geduld getragenem Leiden, ſtarb am 8. 9. 40 der Rentier Franz Goerz in Graudenz, früher Landwirt in Montau, im Alter von 79 Jahren. Vor 6 Jahren konnte er noch mit ſeiner Gattin in Rüſtigkeit die goldene Hochzeit feiern und ein großer Freundeskreis freute ſich mit dem Jubelpaare der ſeltenen Feier. Der einzige Enkel des Entſchlafenen liegt an ſchwerer Verwundung im Lazarett zu Stettin. Unter großer Teilnahme wurde er am 11. 9. auf dem Koloniefriedhofe in Graudenz zur letzten Ruhe beſtattet. Jer. 29, 11. B. K.

Zum 70. Geburtstag von Prof. D. Dr. Walther Köhler.

Am 27. Dezember 1940 begeht Univerſitätsprofeſſor **D. Dr. Walther Köhler, Heidelberg,** Rudolph Stratzweg 17, ſeinen 70. Geburtstag. Neben der wiſſenſchaftlichen Welt gedenkt auch das deutſche Mennonitentum dieſes namhaften Kirchenhiſtorikers, der als Erforſcher der Reformationsgeſchichte ſtets ein warmes Intereſſe für das Täufertum bekundete und allezeit freundſchaftliche Beziehungen zu unſeren Gemeinden unterhielt. Wir erbieten ihm ſchon heute aufrichtige Glück- und Segenswünſche und kommen in der nächſten Nummer auf ſeine Verdienſte um die Täuferforſchung noch ausführlicher zurück. E. H.

Konferenz-Anzeige.

Unſere diesjährige Konferenztagung wird, ſo Gott will, am Mittwoch, den 20. November in Ludwigshafen a. Rh. im Gotteshauſe der Mennoniten-Gemeinde, Kurze Straße 12 ſtattfinden. — Beginn 10 Uhr vormittags.

Tagesordnung:

1. Begrüßungsanſprache von Br. J. Funk, Eichtersheim
2. Konferenzpredigt von Br. Walter Fellmann, Monsheim
3. Konferenzvortrag von Br. D. th. B. H. Unruh, Karlsruhe: „Die Heimkehr der Volksdeutſchen“
4. Miſſionsanſprache von Br. P. Löwen, Würzburg
5. Geſchäftlicher Teil: Berichte, Wahl zweier Konferenzkomiteemitglieder, Mitteilungen, Anträge und Wünſche.

13.30 Uhr gemeinſames Mittageſſen im „Bürgerbräu“. Mit der Bitte um brüderliches Gedenken der wichtigen Tagung laden wir allſeitig herzlich ein.

J. A. des Konferenzkomitees:
Weierhof, 15. Oktober 1940. Chr. Neff.

Berliner Mennonitengemeinde.

(Beginn der Hauptgottesdienſte um 11½ Uhr.)

Sonnabend, den 16. November: Um 17 Uhr Gemeindenachmittag mit Referat von Dr. Crous: „Die chriſtliche Liebe“.
Sonntag, den 17. November: Gottesdienſt, P. Dr. Cattepoel-Krefeld.
Sonntag, den 1. Dezember: Um 14½ Uhr Adventfeier der Kinder, die mit ihren Eltern geladen ſind.
Sonnabend, den 7. Dezember: Um 16½ Uhr Gemeindenachmittag mit Referat von Prof. D. Unruh: „Neue Evangelienforſchungen“.
Sonntag, den 8. Dezbr.: Gottesdienſt, Prof. D. Unruh-Karlsruhe.
Erſter Weihnachtsfeiertag: Um 11½ Uhr Weihnachtsandacht.

Die Gottesdienſte finden im Kirchenſaal der Brüdergemeine, SW. 68, Wilhelmſtraße 136, die Gemeindenachmittage und die Adventfeier im Chriſtl. Verein junger Männer, SW. 68, Wilhelmſtraße 34, ſtatt.

Mennonitiſcher Gottesdienſt in Frankfurt a. M. Beginn 10¼ Uhr.

Vereinshaus Weſtend, Neue Schleſingerſtraße 22/24.
Sonntag, den 17. November: Pfarrer Braun, Ibersheim.

Verantwortlich für die Schriftleitung und zugleich Verleger: Paſtor Lic. theol. E. Händiges, Elbing, Damaſchkeſtraße 4 — Druck von Reinhold Kühn, Elbing.